

MARTIN D'IDLER

## »bolo'bolo« (1983) von P. M.

Der Entwurf eines globalen Anarchismus  
als neuer Klassiker der politischen Utopie

Martin d'Idler – Jg. 1970, Dr. phil., Lehrer für Politik, Deutsch und Theater an der Odenwaldschule, einem reformpädagogischen Internat mit Gesamtschule, Publikationen: Die Modernisierung der Utopie. Vom Wandel des Neuen Menschen in der politischen Utopie der Neuzeit (LIT-Verlag, im Erscheinen)

1 Zu den Hauptrichtungen in der Utopiebegrifflichkeit siehe Richard Saage: Vermessungen des Nirgendwo. Begriff, Wirkungsgeschichte und Lernprozesse der neuzeitlichen Utopien, Darmstadt 1995, S. 2-8.

2 Zum klassischen Utopiebegriff siehe Richard Saage: »Plädoyer für den klassischen Utopiebegriff«, in: Erwägen – Wissen – Ethik, Nr. 3/2005, S. 291-298.

3 P. M.: bolo'bolo. Zürich: Paranoia City 61995 (11983). Die Zitate aus diesem Werk sind im vorliegenden Artikel in runden Klammern angegeben.

4 An Forschungsliteratur zu P. M.s »bolo'bolo« siehe: Rolf Schwendter: Utopie. Überlegungen zu einem zeitlosen Begriff. Berlin 1994, S. 39-48; Marvin Chlada: Der Wille zur Utopie, Aschaffenburg 2004, S. 153-157; Martin d'Idler: Die Modernisierung der

Was ist eine Utopie – und was nicht? Je nach Utopiebegriff ist die Menge an Utopien überschaubar oder aber praktisch unendlich groß.<sup>1</sup> Geht man vom klassischen Utopiebegriff aus, der die Gattung nach dem Muster von Thomas Morus' »Utopia« (1516) definiert, so versteht man unter einer Utopie die Fiktion einer innerweltlichen Gesellschaft, staatlich oder staatsfrei verfasst, die sich zu einem Wunsch- oder Furchtbild verdichtet und durch eine präzise Kritik bestehender Institutionen und sozio-politischer Verhältnisse auszeichnet, denen sie eine durchdachte und rational nachvollziehbare Alternative gegenüberstellt.<sup>2</sup> Innerhalb dieser Definition haben wir es in 500 Jahren Utopiegeschichte mit gut 30 Utopisten zu tun, deren Werke als Klassiker der politischen Utopie begriffen werden können, wobei mit Klassikern Werke gemeint sind, die in Innovation, Qualität oder Erfolg besonders hervorragen. Die Herausbildung eines solchen Klassiker-Kanons macht insofern Sinn, als dass die Utopieforschung damit über einen gemeinsamen, klar umrissenen und aussagekräftigen Gegenstand verfügt. Dabei muss der Kanon diskutabel und erweiterbar bleiben, um neuen Erkenntnissen und Entwicklungen Rechnung zu tragen. Klassiker sind freilich erst im Rückspiegel, mit einer Generation Abstand, zu bestimmen. Endete die Utopiegeschichtsschreibung der Vergangenheit gewöhnlich mit den Utopien der 70er Jahre, so ist es nun an der Zeit, eine Utopie aus den 80er Jahren zum Klassiker-Kanon hinzuzufügen: »bolo'bolo« (1983) von P. M.<sup>3</sup>

Das Pseudonym P. M. steht für einen 1946 geborenen Lehrer und Autor aus der Schweiz, der neben »bolo'bolo« noch weitere Utopien veröffentlicht hat, die jedoch nicht ebenso erfolgreich geworden sind. Die politische Sozialisation des Autors ist geprägt von Protest-Bewegungen: in den 60ern gegen den Vietnam-Krieg, in den 70ern gegen die Atomkraft, in den 80ern in der Hausbesetzer-Szene. Als zentrale politische Theorie liegt seiner Utopie der Anarchismus zugrunde, aber auch die Dritte-Welt-Solidaritätsbewegung liefert wichtige Argumentationslinien. Hinzu kommt die kritische Auseinandersetzung mit dem bisherigen utopischen Diskurs, namentlich mit Morus' »Utopia« (1516) und insbesondere Callenbachs ökologischer Utopie »Ökoptopia« (1975). Mit deren Erfolg kann sich »bolo'bolo« zwar nicht messen, doch mit einer Auflage von inzwischen 18 000 Exemplaren und der Übersetzung in sieben andere Sprachen ist eine gewisse Bekanntheit, ansatzweise auch in der wissenschaftlichen Utopieforschung, erreicht.<sup>4</sup>

»bolo'bolo« fällt zunächst durch seine fremdartige Begrifflichkeit auf: polynesisch klingende Neologismen, illustriert durch chinesisch anmutende kalligraphische Zeichen. Dahinter verbirgt sich nicht mehr und nicht weniger als das Konzept einer anarchistischen Gesellschaft. Alter Wein in neuen Schläuchen, könnte man meinen, doch ein zentraler Aspekt dieser Utopie ist für den utopischen Diskurs innovativ: die Globalität des Entwurfs. In dieser Zukunftsupotie haben sich weltweit alle staatlichen Strukturen aufgelöst und sind ersetzt worden durch ein extrem pluralistisches Netzwerk von unzähligen autonomen Großkommunen mit jeweils etwa 500 Einwohnern, sogenannten »bolos«. Und damit ist auch der Titel erklärt: bolo'bolo meint die Gesamtheit der bolos und damit das politische System der zukünftigen Weltgesellschaft. In Form einer theoretischen Abhandlung wird – ohne Figuren oder romanhafte Handlung – ein fiktives Szenario konstruiert, wobei alle wesentlichen Aspekte, die zu einer klassischen Utopie dazugehören, berücksichtigt werden, von einer Kritik an der Realgesellschaft über ein gegenübergestelltes Ideal mit einem entsprechenden politischen und wirtschaftlichen System bis hin zu einem bestimmten Geltungsanspruch.

Die Kritik, die – wie schon bei Morus – der eigentlichen Utopie vorangestellt wird, gilt nicht allein dem Kapitalismus, sondern auch dem Staatssozialismus. Hinter beiden stecke als Grundübel, so P. M., die Einrichtung eines Staates, der notwendig zu Unterdrückung und Ausbeutung des Individuums führe. Letztlich stellt P. M. die gesamte staatliche Zivilisation, die sich nach der »lange[n] und glückliche[n]« Altsteinzeit entwickelt hat, als Ausrutscher der Menschheitsgeschichte dar (8 f.). Die menschenverachtende Wirtschaftsweise des Staates wird als »Planetare Arbeitsmaschine (PAM)« bezeichnet, »der eine nicht kontrollierbare Eigendynamik zugeschrieben wird: »Das ist der Mechanismus der Arbeitsmaschine: die Gesellschaft in isolierte Individuen aufspalten, sie einzeln mit Lohn oder Gewalt erpressen, und dann ihre Arbeitszeit gemäß dem eigenen Plan zusammensetzen. Wirtschaft bedeutet: immer bessere Kontrolle der Maschine über ihre Bestandteile« (15 f.). Der Staatssozialismus sorge zwar besser für die Industriearbeiter, gleiche aber im Übrigen dem kapitalistischen Staat, indem er an zentralistischer staatlicher Herrschaft und Unterdrückung des Individuums festhalte: »Jede Form des Staates ist eine Form der Diktatur der Maschine« (28 f.). Ergänzt wird diese Kritik um eine globalisierungskritische Perspektive: P. M. unterscheidet westlichen Kapitalismus, östlichen Staatssozialismus und südliche Dritte Welt, die vor allem als Reservoir für Rohstoffe und billige Arbeitskräfte diene. Dabei wird der Mechanismus der Unterdrückung von nicht-industrialisierten, ökonomisch und militärisch hoffnungslos unterlegenen Dritte-Welt-Ländern angeprangert, vom Kolonialismus bis zu modernen Formen wirtschaftlicher Ausbeutung.

Das Ideal dagegen ist die individuelle Freiheit. Diesem höchsten Ziel dient letztlich das gesamte System, ihm wird alles untergeordnet. Zwar schließt sich der Einzelne kontraktualistisch mit 500 anderen Einzelnen zu einem bolo zusammen, doch besteht jederzeit für jeden die Möglichkeit, auszusteigen – aus dem bolo (um in ein anderes zu gehen oder ein eigenes zu gründen), aus bolo'bolo (um jen-

Utopie. Vom Wandel des Neuen Menschen in der politischen Utopie der Neuzeit, Münster 2007, S. 245-257. Der vorliegende Artikel beruht im Wesentlichen hierauf. Ferner liegen Interviews mit dem Autor vor: Eine Art von Musik. Interview mit P. M., in: taz, 28. 6. 1990, S. 15; Von bolo'bolo zu Kraftwerk 1. Interview mit P. M., in: graswurzelrevolution, Nr. 229/1998, S. 12.

seits der Gesellschaft als Einsiedler zu leben) oder auch aus dem Leben (mittels einer kleinen Selbstmordpille, die zur persönlichen Grundausstattung jedes Menschen gehört). Und Hauptzweck des bolos ist es, dem Einzelnen seine individuelle Freiheit zu garantieren, jenseits von Nation, Klasse und Geschlecht, indem es für alle Menschen Verpflegung, Unterkunft und medizinische Versorgung, aber auch ein soziales Netz und die Möglichkeit zur kreativen Entfaltung bereitstellt. Dazu sind die bolos so verschieden voneinander, wie sie nur sein können, was sich nicht zuletzt in der vielfältigen Architektur widerspiegelt. Die kulturelle Vielfalt der Welt wird nicht global eingeebnet, sondern eher verstärkt. Jedes bolo hat seine spezifische kulturelle Identität (»nima«) und mutiert so wahlweise zu einem »Sym-bolo, Anti-bolo, Istan-bolo, Les-bolo, Play-bolo, Sado-bolo, Vegi-bolo, Ara-bolo, Hebro-bolo, [...] Bier-bolo, Alko-bolo, Hasch-bolo, [...] Tao-bolo, Disco-bolo, Nekro-bolo, Marx-bolo, High-Tech-bolo, Öko-bolo, Sozi-bolo, Sowjet-bolo« oder was auch immer – anything goes (90). »bolo'bolo ist also kein einheitliches System, sondern ein Flickenteppich kleiner Welten« (72).

Das politische System der bolo-Welt ist ein konsequenter Anarchismus. Die Staaten der Welt sind aufgelöst in unzählige kleine bolos als zentrale politische Einheiten – eine schweizerisch anmutende Kantonisierung der Welt. Dreh- und Angelpunkt des politischen Systems ist deren Autonomie und Autarkie, die politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit gegenüber anderen bolos sowie gegenüber den losen Zusammenschlüssen in Räten auf regionaler, kontinentaler und globaler Ebene, dem Welt-Rat (»asa'dala«). Dabei sind die höheren Ebenen nicht weisungsberechtigt, sondern wirken nur beratend zu Aufgaben, die von unten an sie delegiert werden. Der Gefahr, dass derartige Räte (»dalas«) sich verselbständigen und Macht akkumulieren können, bis hin zu einer »Weltregierung« (155), ist sich der vorliegende utopische Entwurf durchaus bewusst, ähnlich wie die anarchistische Utopie »Planet der Habenichtse« von Ursula Le Guin (1974), die – in Reflexion von Machtakkumulation und Machtmissbrauch auch im Sozialismus – hohe Standards an Selbstreflexivität für moderne Utopien gesetzt hat. In »bolo'bolo« heißt es: »Zusammenarbeit erzeugt Macht, und es gibt immer Gruppen, die sich diese Macht aneignen wollen. Wenn man ihn nicht bewusst verhindert, erwächst der Staat aus jeder Art gesellschaftlicher Organisation« (142). Verhindert werden sollen Machtmissbrauch und Staatlichkeit vor allem durch die Unabhängigkeit jedes bolos, des weiteren durch Losverfahren, Geschlechterquoten, Amtszeitbegrenzung und ein hohes Maß an Transparenz in den Räten sowie – im Falle kriegerischer Aktionen eines aggressiven bolos – durch spontane kollektive Selbstverteidigung, sozusagen durch wachsame Nachbarn. Ein Restrisiko für Sicherheit und Frieden bleibt, doch dieses schätzt der Autor als nicht allzu hoch ein, jedenfalls geringer als das durch Staaten. Dagegen ist eingewandt worden, dass effektive Sicherheits- und Verteidigungsstrukturen wiederum die Keimzellen von Staaten sind;<sup>5</sup> doch geht die Utopie »bolo'bolo« von einem bestimmten Menschenbild aus, wie im utopischen Diskurs üblich, von einem Neuen Menschen, der bei P. M. vor allem durch einen unbändigen Freiheitsdrang gekennzeichnet ist. Unter dieser Prämisse er-

5 Schwendter 1994, S. 45 f.

scheint es durchaus denkbar, dass Verteidigungsbündnisse nach Erfüllung ihrer Aufgabe wieder aufgelöst werden (und sich nicht, wie die NATO, neue Aufgabenfelder suchen).

Der Neue Mensch dieser Utopie erscheint allerdings weniger vollkommen als in der utopischen Tradition üblich. Traditionellerweise ermöglicht der utopische Altruismus des Neuen Menschen, also der Verzicht auf die Durchsetzung individueller Interessen zugunsten des Kollektivs, das reibungslose Funktionieren der angestrebten Solidargemeinschaft. Dieser utopische Altruismus erreichte zu Beginn des 20. Jahrhunderts seinen Höhepunkt in der Vision der freudigen Opferung des individuellen Lebens zum Wohle der Gemeinschaft in Alexander Bogdanows präsowjetischer Utopie »Der rote Planet« (1907). Nach den Katastrophen des 20. Jahrhunderts erscheint solch eine Forderung nicht mehr nur naiv, sondern höchst bedrohlich. Die postmateriellen Utopien seit den 70er Jahren zeichnen dagegen ein ambivalenteres, brüchigeres, realistischeres Bild des Menschen, und so beginnt auch die bolo-Utopie mit der Feststellung, der Mensch sei im Grunde »unzuverlässig, paradox und pervers« (66). Das drückt sich z. B. in der archaischen Art der Konfliktregelung aus: Ähnlich wie in Callenbachs »Ökoptopia« finden Duelle nach strengen Regeln statt (»yakas«). Dieser Fight-Club soll gleichzeitig dem Abbau von »unvermeidlichen Frustrationen« und damit der Prävention staatlicher »Massenkriege« (179-182) dienen.

Die Wirtschaft hat sich ebenfalls der veränderten Natur des Menschen angepasst. Da zum Menschen ein Drang nach Eigentum gehöre, ist die Wirtschaft nicht mehr, wie so oft in der traditionellen Utopie, auf Selbstlosigkeit gegründet. Man produziert nicht für ein großes Warenlager, aus dem sich dann jeder Bewohner nach Bedarf bedient. Vielmehr stellt jedes bolo eine quasi genossenschaftliche Einheit dar, deren Mitglieder, in ihrer Anzahl begrenzt und einander bekannt, in reziprokem Altruismus füreinander arbeiten. Mit anderen bolos, also dem Rest der Menschheit, werden nach eigener Kosten-Nutzen-Rechnung dezentralisiert-marktwirtschaftliche, geldfreie Tauschabkommen abgeschlossen. Die landwirtschaftliche Autarkie jedes bolos stellt die »Grundlage der Unabhängigkeit« dar (92). Damit wird der landwirtschaftlichen Selbstversorgung eine zentrale Stellung eingeräumt, die für die postmateriellen Utopien seit den 70er Jahren ungewöhnlich erscheint und eher an die Renaissance-Utopie erinnert. Und wie in dieser ist mit dem Primat der technikarmen Lebensmittelproduktion auch eine allgemeine Mobilisierung der Bevölkerung zur landwirtschaftlichen Arbeit verbunden. Dieser einzige Zwang in der bolo-Welt wird gleichmäßig auf alle Mitglieder eines bolos verteilt. Während allerdings in der Renaissance die technisierte, industrielle Massenproduktion *noch nicht* zur Verfügung stand, steht sie bei P. M. *nicht mehr* zur Verfügung. Denn auf Industrie und Hochtechnologie wird weitgehend verzichtet, um nicht unnötige Arbeiten und Abhängigkeiten zu schaffen. Ausnahmen bilden die Notfallmedizin oder bestimmte Massenware wie Glühbirnen und Benzin. Kriterium für die Bremsung der Ökonomie und den selektiven Gebrauch moderner Technik ist damit nicht, wie etwa in »Ökoptopia«, die Ökologie, sondern die individuelle Freiheit. Umweltschutz soll sich quasi von selbst ergeben, zum einen durch

die Ressourceneinsparungen einer gebremsten Ökonomie, zum anderen durch die landwirtschaftliche Selbstversorgung, die, so P. M., qua Eigeninteresse an gesunden Lebensmitteln den »schonende[n] Umgang mit dem Boden« selbstverständlich werden lasse (94). Die individuelle Freiheit ist gleichzeitig das entscheidende postmaterielle Bedürfnis, dessen Befriedigung den mit einer gebremsten Ökonomie verbundenen Konsumverzicht kompensieren soll.

Der Geltungsanspruch von »bolo'bolo« entspricht dem anderer Utopien dieser Epoche. Zwar wird ein in die Zukunft projizierter gesellschaftlicher Idealzustand beschrieben, und auch der Transformation dorthin widmet P. M. einigen Raum: Träger der Revolution ist das Individuum – und nicht etwa Parteien und Organisationen, die ihrerseits bereits den Keim der »Maschine« und damit zu Verrat und Machtmissbrauch in sich tragen. So sollen einzelne Individuen das System sabotieren und sich in freier Assoziation zu autarken Gemeinschaften zusammenschließen, um nach und nach »Geld, Großindustrie und Staat überflüssig« zu machen (60). Doch es wird nicht mehr, wie im 19. Jahrhundert, von einer historischen Gesetzmäßigkeit ausgegangen, die notwendig zur Verwirklichung der Utopie führe. Vielmehr versteht sich »bolo'bolo« als ein »provisorischer Vorschlag, ein Ausgangspunkt« (60).

Insgesamt bedeutet »bolo'bolo« für den utopischen Diskurs eine Innovation, da endlich die gesamte Welt nicht nur zum kolonialen Objekt, sondern zum Subjekt der Utopie wird. In anderen postmateriellen Utopien findet sich bereits eine implizite Kritik an der Unterdrückung von Ländern der Dritten Welt, indem die utopische Gesellschaft als von den mächtigen Industrienationen – sozusagen dystopisch – bedroht dargestellt wird. Doch bezieht P. M. erstmals die Dritte-Welt-Problematik explizit und ausführlich in seine Kritik der Realgesellschaft ein und formuliert eine eutopische globale Utopie, die das gleichberechtigte, multikulturelle Zusammenleben zum Ziel hat, nicht die Umgestaltung des Rests der Welt nach dem Muster der besten Verfassung einer führenden Gesellschaft, wie etwa im abendländisch dominierten Weltstaat in der Utopie »Jenseits des Sirius« von Herbert George Wells (1904). Diese räumliche Ausdehnung des Geltungsanspruchs ist natürlich der zunehmenden weltweiten Vernetzung in der Realgesellschaft geschuldet. Es steht außer Frage, dass Probleme wie Umweltverschmutzung, Armut, Hunger und Krieg nicht durch einen nationalstaatlichen Alleingang, sondern nur global zu lösen sind.

Vom Altruismus des Neuen Menschen, der Bereitschaft, die eigenen Bedürfnisse den Erfordernissen der Gemeinschaft unterzuordnen, bleibt indes nicht mehr viel übrig: Zwar findet sich ein gewisser Restaltruismus, etwa hinsichtlich der landwirtschaftlichen Arbeit und der grundsätzlichen Einsicht, es bei den kleinen bolo-Strukturen zu belassen; im Übrigen aber zeichnet P. M., stärker noch als Le Guin und Callenbach, ein eher düsteres, zumindest wenig idealisiertes Bild des Menschen. Negative Seiten wie gewalttätige Aggression, ökonomischer Egoismus und die Möglichkeit von Machtmissbrauch sind in seinen Entwurf integriert. Und auch das eigentliche Movens des Neuen Menschen ist selbstbezogen, nämlich nicht mehr die soziale Gleichheit, sondern die individuelle Freiheit. Das Ziel der

Herstellung einer Solidargemeinschaft wird indes nicht fallengelassen, sondern erfolgt über bestimmte gesellschaftliche Strukturen, die reziproken Altruismus fördern.<sup>6</sup>

Die Einschätzung, ob ein solcher Anarchismus tatsächlich zu einer Lösung der globalen Probleme beitragen kann, ist selbstverständlich abhängig von der politischen Grundüberzeugung des Urteilenden. In jedem Fall dürften die Innovationen, die »bolo'bolo« in den utopischen Diskurs einbringt, in von zukünftigen Utopien kaum ignoriert werden können.

6 Vgl. die entsprechende Forderung bei Peter Singer: *A Darwinian Left. Politics, Evolution and Cooperation*, London 1999, S. 61.